

bleiben. Denn wie hätte die gewünschte terrorisierende Wirkung erzielt werden können, wenn die terroristischen Maßnahmen unbekannt geblieben wären?

Eine Mischung von Publizität und Heimlichkeit liegt im Wesen jedes Terrorsystems. Der durchsichtige, der halbdurchsichtige Schleier des Mysteriums ist eins der brauchbarsten Werkzeuge zur Anregung und Beeinflussung der schreckerfüllten Phantasie der Menschen. Diese halbe Geheimhaltung verschweigt Details, aber alle Grundzüge des Geschehenden läßt sie geflissentlich bekannt werden. So hat jeder in Deutschland gewußt, was geschah. Jeder konnte es, jeder mußte es wissen. (1945)

Magie und Erlösung: Zu Werner Bergengruens Grundspannung

Zum 100. Geburtstag von Werner Bergengruen*

Von *Hanna-Barbara Gerl*

1. Mystik des Unerlösten

»Der Dichter wird immer wieder versucht und genötigt sein, die heidnische Welt in die christliche Verklärung heimzuholen. Daß sie diesen Mut und diese Kraft nicht hatten, das macht die Schäßigkeit so vieler christlicher Dichter aus. Ich bekenne mich dazu, ein christlicher Heide zu sein.« Der Eindruck, Bergengruen habe ein ebenso eigentümliches wie ursprüngliches Verhältnis zum Heidnisch-Magischen, drängt sich nachhaltig auf, wenn man seine Beschreibung der Wendin Worschula in dem großen Roman *Am Himmel wie auf Erden* aufmerksam durchgeht. Worschula erweist sich zugleich als nördliche Schwester der weizenblonden Antonia, die ihren Gemahl im Durchbohren eines wächsernen Abbildes zu töten versucht (*Die Ostergnade*). Solche eigentümlichen Zeilen werden verstärkt durch die berühmten, heiter-dunklen Zaubersprüche, etwa jenen *Gegen die Furcht vor der Zukunft*:

»Es ritzt mich kein Dorn,
es rührt mich kein Zorn,
kein böser Wunsch kann mich schwächen,
kein böses Auge mich stechen.
Und was mir grimmig gesinnt,
das streue ich gegen den Wind.
Ich streue es gegen den fließenden Bach
und werfe ihm Gottes Segen nach.

* Beim dem nachfolgenden Beitrag handelt es sich um die Kurzfassung eines Vortrags, den die Verfasserin bei der Gertrud-von-Le Fort-Gesellschaft am 26. Juli 1992 in Irsee gehalten hat.

Embede, Warbede, Wilbede,
Gottes Stern steht auf meinem Dach.« (1945)

Durch die Spukwelt des *Buches Rodenstein* irrlichtert dieselbe Magie, aber auch durch Lustig-Unheimliches wie *Die Geiße Gaugeloren* oder *Die Hexe* in dem berühmten Gedichtband *Die heile Welt* von 1950:

»Als ich klein war, muß ich zur Kirche gehn.
Das war mir arg.
Die Kirche war anzusehn
wie ein steinerner Sarg.
Lange stand ich davor,
endlich stießen sie mich hinein.
Aber ich war doch noch klein,
und ich fror.

Sprach der Pfarrer vom Jüngsten Gericht,
von der höllischen Glut,
von der himmlischen Königin
oder vom heiligen Blut,
das gefiel mir nicht,
und da horcht ich nicht hin.

Aber oft sprach er von der Dreifaltigkeit
und nannte sie hochgelobt.
Das gefiel mir gut.
Denn Eins ist Drei, und Drei ist geweiht,
und Drei ist Eins über alle Zeit,
das hab ich erprobt.

Wenn die Menschen Gutes und Böses trennen,
Schwarz und Weiß,
Feuer und Eis,
Tag und Nacht,
Schlummer und Wacht,
weiß ich immer ein Drittes, ich kanns nur nicht nennen.
Denn die einige Welt war gezweit,
mit feurigem Schwerte geteilt.
Da dämpfte die Drei den Streit
und hat alles wieder geheilt.«

Den heiter-traurigen Spuk gibt es nicht nur nördlich, wendisch, baltisch, germanisch, es gibt ihn auch südlich: im *Tarandone*, dem »winzigen Gesellchen, spannengroß, altväterlich gekleidet«, der den Gärtner von Cassano, seine Familie, seine Blumen und Früchte segensvoll hütet, nach dessen Weggang aber alles schrumpft, fault, ertaubt, vermagelt, an Seuchen eingeht – denn:

»Meine eignen Kinder muß ich hüten
fern im dunklen Untererdenlande,
in der öden, feuerlosen Heimat,
wo kein Morgentau im Lichte glitzert,
Zither nicht noch Mandoline laut wird,
wo kein Mund die Muttergottes anruft,
keine Hand sich hebt zum Kreuzeszeichen.«

Obwohl Vieles über Bergengruen geschrieben wurde, ist dieses Untererdenland, der Bereich des Unerlösten, nur selten benannt. Reinhold Schneider kam allerdings darauf zu sprechen, wohl aus Verwandtschaft. »Die schwarze Kunst, die Überlieferung der Zigeuner, die Dämonie der Krankheit haben den Dichter beschäftigt und mächtig ange-regt. [...] die Zeichen der Kabbalisten und Nekromantisten reden noch immer zum Dichter, der längst sich zu einem weltoffenen Glauben bekennt [...] So hat sein Werk neben dem christlichen auch einen heidnischen Aspekt, den er wohl niemals geleugnet hat. Viele seiner schönsten Gedichte entstiegen der goldenen Stunde Pans.«

Im Hintergrund der magischen Suche nach dem Ganzen steht die bedrängende Grund-einsicht, daß der Mensch und die Dinge aus dem Einklang mit dem All herausgefallen sind und sich den Wiedereintritt auf geheimnisvolle Weise erkaufen müssen. Dieses Er-kaufen kann rituell und in Beschwörungen geschehen, wodurch der Beschwörer sich freilich heimlich-unheimlichen Mächten ausliefern, die »Versöhnung« bezahlen muß. Be-zahlt wird sie beispielsweise dadurch, daß das Ich sich nicht von dem Umgebenden ab-trennt, daß ihm Zeiten, aber auch Räume, Formen und Gestalten ungeschieden durchein-anderfluten, daß es keine »Identität« ausbildet. Vielmehr taucht sie im »Außen« auf, an einer Urgestalt, die sich in äußeren Gestaltungen widerspiegelt. Für Worschula ist die Urgestalt die Schlange, mit der sie immer mehr eins wird – sie ißt ja auch Schlangen-fleisch, um sich mit der Kraft der Uralten aufzuladen. »Begonnen hatte alles damit, daß in Worschulas frühester Kinderzeit, so glaubte sie, eine Schlange zu ihr gekommen war und ihr Augen und Ohren ausgeleckt hatte; von dieser geheimnisvollen Reinigung der wichtigsten Sinneswerkzeuge leitete sie ihre Fähigkeit her, Dinge zu sehen und zu hören, die den anderen verborgen blieben. [...] Dies nahm Worschula aus der Kindheit in ihre fernerer Jahre hinüber, daß sie allerorts [...] die Zeichen und Gleichnisse der Schlange zu erkennen vermochte: im Aufzucken des Blitzes, in kriechendem Waldgewächs, in ge-schlängelten Wasserläufen, in gewundenen Wegen, in den bläulich hervortretenden Adern mancher menschlichen Hand, im Flachs, in Angelschnüren, im Zischen und Zün-geln des Feuers, im Zischen und Fauchen des Windes. [...] Immer deutlicher wurde es Worschula, daß ihr eine Teilhaberschaft an den Kräften der Schlange zugestanden war.«

Bergengruen hat dieser nächtlich-magischen Welt reichen dichterischen Tribut ge-zollt, hat sie zugleich weiblich empfunden:

»Mitternacht, Mutternacht
[...] Brunnen voll lauer Flut,
schwarzer, schweigender Schrein,
nimm mich in deine Hut,
tränk mich mit Sternenblut,
denn ich bin dein.« (*Späte Einkehr*)

2. Die Ureinheit

In dieser Empfindung des großen *Hen kai pan* liegt der Schlüssel zur magischen Welt. »Schon in ihren kindlichen Grübeleien ahnte Worschula in der Schlange ein uraltes Geheimnis; ein Geheimnis, älter als Gott. Die Kräfte, die sich in Gott und im Teufel, oder, wie gleich ihren heidnischen Vorvätern die alten Leute wohl noch sagten: im Weißgott und im Schwarzgott gesondert darstellten, erschienen sie in der Schlange nicht vereint? Das Helle und Dunkle, die Fruchtbarkeit und die Vernichtung, das Gute und das Böse? Und deutete hierauf nicht auch die Zwiespitzigkeit ihrer behenden Zunge? Ja, die Schlange war der letzte Ort, darin die verlorengegangene Einheit der Welt sich bewahrt hatte.«

Was Bergengruen verdichtet, steht auf altem Boden: der Suche nach Einheit vor der Zweiheit. In der Geschichte des Denkens sind es die Orphiker, die »alles« suchen; auch gehören zu dieser Pansophie die Schriften des »Hermes Trismegistos« (2./3. Jahrhundert n. Chr.). Über Marsilio Ficino erreichten sie Jakob Böhme, den philosophierenden Schuster aus Görlitz (unfern dem Wendenlande) und ersten *philosophus teutonicus* (1575-1624). Bergengruen (wie Schneider) studierte Böhme nachhaltig und verfaßte ein Gedicht *Am Himmel wie auf Erden* auf den ersten Lehrsatz des »weltenalten/hohen Hermes Trismegist«:

»Gleichwie oben, also unten.
 Alles kreist auf gleicher Spur,
 Sonne, Sterne, Lichten, Luntten,
 Räume, Zeiten, Geist, Natur.
 [...]
 Gleichwie unten, also oben.
 Goldne Kette allen Seins!
 Alles ist in eins verwoben.
 Nicht verwoben: es ist Eins.«

Böhme sieht als Ursprung allen Seins nicht den üblichen »Grund«, vielmehr den »Ungrund« – *Mysterium magnum*, Chaos, Nichts aller Bestimmtheit. Es ist schlechthin undifferenziert, unqualifiziert, unerkennbar, unaussagbar. Es ist jener Abgrund, in dem noch nichts hervorgetreten, noch nichts »abtheilig« ist, nicht einmal gut und böse. In diesem gesichtslosen Ungrund wirkt ein latenter Urwille: Gott gebiert sich daraus als Grund und entläßt aus sich zugleich die zweiheitliche Schöpfung. Alle Gegensätze »urständen« in Gott, der selber die Urpolarität ist: Ruhe und Bewegung, Finsternis und Licht, Erkennen und Begehren, Weisheit und Wille.

Die Schwierigkeit Böhmies liegt darin, daß Gut und Böse in Gott selbst zurückverlagert sind, wie sich im wendischen Weißgott und Schwarzgott der Doppel-Gott oder Gott-Teufel polarisieren – vor dem dann noch ein Un-Gott, ein Ein und Alles liegen muß. So ist die Schulung Bergengruens bei Böhme und den magisch-weisheitlichen Schriften diesem einheitlichen Dunkel nahe, das freilich das Licht nicht als Widerspruch will und eben deshalb das Licht verunklart.

3. Erfahrung der Schuld

Weshalb aber spricht der Dichter nicht selten von Schuld in diesem Bereich des Magischen? Worschula scheint ja durchaus unschuldig, sogar freundlich mit der Schlange umzugehen. Auch die dionysische *Geiße Gaugeloren* verspricht ein natürliches Wiederver-schmelzen des Getrennten ohne jeden Vorwurf:

»Der mich fuhr, kehrt einmal zurück
und erwirbt sich von neuem die Welt,
dann wird in ein einziges Stück
die entzweite wiederhergestellt.
Nichts scheidet mehr Kraut und Getier
und Flut und Menschen und Stein,
dann neigen alle sich mir,
und alles ist wieder mein.«

Trotzdem ist das Gefühl von Schuld gegenüber dem magischen Bereich heftig und ausdrücklich da.

»Wir badeten in verruchten Gewässern,
wir riefen die brodelnd chaotische Nacht.
Wir haben mit steinernen Tempelmessern
dem Dämon die unreinen Opfer gebracht.

[...]

Wir haben den Untren zu Rate gegessen.
Wir übten das uralte Blutrival.
Wir hoben nächtlich bei höllischen Messen
den weißen Leib und den schwarzen Pokal.
Wir brachten den schwefligen Abgrund zum Kreißen,
da wir mit gefallen Geistern gehurt.
Wie aber geschah's, daß uns dennoch verheißten
die chymische Hochzeit, die neue Geburt?

Wie aber geschah's, daß die Binde gefallen?
Wie riß das Netz, das uns tödlich umspann?
Es sah uns aus berstenden Bogenhallen
dreieckig das Auge der Ewigkeit an.« (*Ex voto*)

Und in dem großen Gedicht *Die Zwiespältigen*:

»Ich bin vom Heimweh niemals freigekommen
und trug den ewigen Schlangenbiß im Herzen.

[...]

Ein mitternächtiger Frager nach Dämonen

und aller dunklen Seelenkunst beflissen,
 ein Herz, dran Himmelreich und Hölle rissen
 und auch die Mächte, die im Zwielight wohnen«.

Nochmals: Wo liegt hier Schuld? Worschula, die Hexe, sogar die dionysische Geiß scheinen sie zu vermeiden, weil sie sich nie aus dem Bereich des Ungrundes gelöst haben, vor aller Ent-Scheidung stehen, unbelehrte Heiden sind. Wo aber eine höhere Welt des Fühlens, Empfindens, Denkens und Scheidens wirksam wurde, wo das Ich sich schon gewonnen hatte, wird der Ungrund zum Abgrund. Er wird ja Versuchung zur Rückkehr ins Unbewußte, Entscheidungslose, Ichlose, Gleich-Gültige, Rauschhafte, Unverantwortliche. Aber der Dichter ist kein prähistorischer Mensch, kein dem Dionysos opfernder Heide. So erfährt er das Unten der Rückkehr nicht als Glück, sondern als Altern und Tod.

»Von jedem Irrwisch ward ich angefacht.
 Ich spielte kindisch noch mit grauen Haaren.
 [...]
 Auch wo ich vorbestimmt zu gehn gedacht:
 ich taumelte durch ein Gestrüpp von Jahren
 und wußte meine Seele nicht zu wahren
 in dieser wüsten und verwornen Nacht.« (*Die Zwiespältigen*)

4. Erlösung

Wie zerreißt die Mystik des Dämonischen? Indem am lebendigen Fleisch gelernt wird: In die Ugnade, die Einheit, geht es nicht zurück, ins Bewußtlose, sondern nur nach vorn. Genauer gesagt: nach oben, durch etwas Bestimmtes hindurch. Dieses Bestimmte, Unausweichliche, dem doch so instinktiv ausgewichen wird, ist das Ausleiden der Zerspaltung. Die Zweiheit muß ausgehalten, nicht unterlaufen, im Rausch abgegeben werden. Sich fragend, was alles Ungeheures über die Welt zu schreiben wäre, heißt der Schluß von *Imago Mundi*:

»Nein. Nimm ein Stück geschwärzter Buchenkohle
 und mit zwei Strichen, lot- und waagrecht,
 schreib auf das Holz handhoch ein Kreuz. So ist
 des Weltgefüges Inbegriff getan.«

Das Kreuz ist Zeichen der Zweiheit, ja der vierfach ins Unendliche zerrissenen Welt. Es zeigt in seiner Gestalt das Unversöhnte an sich selbst auf. Diese Vierheit brennt sich ein, in ihr vollzieht sich Spaltung, die ungeliebte, von der das Ein und Alles-Gefühl wegstrebt. In dieser Spaltung wird jeder zum einzelnen, zum Ausgesetzten, nicht trägt mehr das große Wir, das antlitzlose Es, das mütterliche Alles:

»Niemand, niemand ist, dich freizubitten,
 und dein Ort ist einsam in der Mitten.

Unablässig alles Weltentscheiden
 mußst zuvor du in dir selbst erleiden.
 Deinen Adel wolle hier erkennen.
 Fühl das Mal auf deiner Stirne brennen.
 Atme, Herz, im Eis- und Feuerbade,
 unverlassen von verborgner Gnade,
 und empfang' du die tödlich strengen
 Engel mit erhöhten Lobgesängen.« (*Der Gezeichnete*)

Das Kreuz ist Zeichen der Scheidung, bitterstes Alleinsein, ausgespannt an die vier Enden der Erde. Und es ist paradoxerweise auch Ent-Scheidung, Aufhebung der Trennung. Erlösung heißt nicht irgend etwas, sondern: Überwinden der Trennung am Ort der Trennung selber, nirgendwo anders. Was die *Hexe* sucht, Überwindung der Zweifelt im Dritten und Einen, gibt es auch hier, aber nicht hexenhaft mechanisch (= magisch). Die magische Alchemie ist nur ein trüber Widerschein der wirklichen:

»Du göttlicher Adept und Alchymiste,
 vereine, scheid' du die Elemente
 in meiner Brust! Exaudi me, o Christe.«

Das »Zwiegeschöpf«, das der Dichter ist, sieht sich im Tode liegen:

»Jenseits des Zwiespalts suchte ich das Dritte,
 doch nichts und niemand konnte mich bescheiden.

[...]

Erst allzuspät fand ich der Schöpfung Mitte
 im Kreuzespunkt, da Stamm und Arm sich schneiden.

Nun lieg' ich hier ins Feste eingesenkt
 nach Traum und Irrgang, Wank und Widerstreite,
 die Hände auf der Brust zum Kreuz verschränkt.

Vergönnt mir ein Gebet als Weggeleite,
 daß ich, dem nie sich ein Geleit geschenkt,
 die Heimkehr finde in das Ungezweite.« (*Die Zwiespältigen*)

5. Lob des Ursprungs

In der Entzweigung des Kreuzes kehrt alles zurück oder besser: hebt sich ins Klare. Die Ent-Scheidung läßt alles restlos wiederkehren, neu entschönt, dienstbar und dienstwillig, an den richtigen Platz. Bergengruens Lobgesänge der Welt, der heilen Welt, steigen nicht aus dem Gemüt eines Kindes oder Einfältigen auf wie bei Matthias Claudius, sie kommen aus der verstörten, alles kennenden, nie mehr naiven Zwiefalt. Richtiger müßte man sie wohl als *geheilte Welt* bezeichnen. Von dort aus begreifen die Gesänge

alles ein, auch das Schwarze, Untererde wie Obererde. Es kommt zu *Lobsang und Lobrauch*, des Herrlichen, des Wimmernden, auch des Verdammten:

»Ewiger Schweiger, Gott, und ewiger Hörer!
Preislied lobt Dich und Flehn der Betenden und der Beschwörer –
Aber reicher lobt Dich jeglicher Ton Deiner Erde,
lobt Dich das brünstige Wiehern beschälender Pferde [...]

lobt Dich der Kugeln und Waffen pfeifendes Lüftedurchschneiden,
lobt Dich das leichte Geklirr von Ringen und Halsgeschmeiden,
lobt Dich das leise Geblättern in Psaltern und Stundenbüchern
und in der Brise das Knattern von abschiedwinkenden Tüchern [...]

loben dich Peitschengeknall und Schüsse und Donner von Explosionen
und das dumpfe Gestampf von verlorenen Marschbataillonen,
Schmerzensgewimmer und dünnes Kreischen der Knochensäge
und auf dem Deckel des Sarges die letzten Hammerschläge,
lobt Dich das Knochenrasseln von spukenden Hungerskeletten
und das Gerüttel der Höllendämonen an ihren Ketten.
Alle Geräusche und Klänge der Welt, woher sie auch stammen,
strömen vieltausendstimmig in Eines zusammen [...]

Tausend Hände von Priestern und dienenden Knaben schwingen
eherne Fässer, draus Wolken des Weihrauchs dringen [...]

Aber reicher noch lobt Dich, Du Herr der Gewölke und Schwaden,
alles, was aufwärts steigt, zu reineren Lüften geladen [...]

frühsommernächtiger Hauch von den süßen Akazienbäumen
und des Jasmins, des Holunders betäubendes Übersäumen [...]

lobt Dich im Sumpf, dem giftigen Fieber verschworen,
brodelnde Gärung, miasmischer Gase Rumoren,
Dunst der fauligen Flut in stummen Kanälen und Grachten,
einsamer Kerzen Ruß und das Pulvergewölk der Schlachten,
Dampf vergossenen Blutes und zuckender Eingeweide
und der Verwesungshauch der von Toten bevölkerten Heide.
Ja, es lobt Dich der bittere Rauch von den höllischen Flammen.
Und vieltausendstimmig rinnt alles in Eines zusammen,
steigt, mit dem Weihrauch der Kirche vereint, nach oben,
Lobrauch, wie Lobsang, den Herrn der Schöpfung zu loben.«

Sofern der Dichter das Höllenfeuer überwunden, nein: ein anderer in ihm gesiegt hat, kann es auch heiter zum Hausgebrauche im kleinen Rahmen flackern, so in dem *Zuspruch auf alle Fest-, Pest-, Jahres- und Wochentage*. Auch die Schlange ist wieder da, diesmal aber als Mitgift im Füllhorn der Welt:

»Sei getrost! Und jeden Zauber
 üb' ich dir, geliebte Frau,
 bade dir die Erde sauber
 und den Himmel wieder blau.

[...] Um ein einziges Morgenlachen
 als getreuster Nekromant
 richt ich deine Siebensachen.
 Gib sie nur in meine Hand!

Körbe füll ich und Behälter.
 Morgen solls Rosinen schnein!
 Ewig strömt aus meiner Kelter
 roter Wein und weißer Wein.

Klirrt es? Mit verborgnen Mitteln,
 Hundstollkraut und Bibergeil,
 Magierworten, Schlangendritteln
 mach ich alles wieder heil.«

In dieser tollen Gabe (toll im Sinne Goethes) liegt die innerste Verwandtschaft des Dichters nunmehr auch mit dem Schöpfer, diesmal dem wirklichen und guten, nicht mehr seinem gespensterhaften Widersacher. So kommt es zur wundervollen und heiteren Neuschaffung der Welt. Schafft der Dichter? Oder schafft Gott?

»Dir zu gutem Jahrgeleit,
 Liebste, tat ich viel,
 trieb ich vor Beginn der Zeit
 großes Zauberspiel.

Heftete die Silberzier
 an den Himmelsplan,
 Waage, Sirius und Stier
 und Aldebaran.

[...] Salzte dir das Kattegatt
 und den blauen Belt,
 türmte Mönch und Ararat
 und das Dach der Welt.

[...] Flüsse schüttete ich hin,
 Rhone, Nidda, Schlei,
 Orinoko, Po und Inn,
 Lahn und Jenissei.

[...] Alle Dinge fügte ich
 an den rechten Platz,

selbst den bernsteinfarbnen Strich
in das Aug der Katz.« (*Poeta Creator*)

6. Schlußstein

Die Grundspannung Werner Bergengruens steigt auf zwischen zwei archetypischen Polen, die schwer zu balancieren sind – nicht nur für ihn, sondern von Grund auf: zwischen dem Zauber der Welt und ihrem göttlichen Überwinder. Es ist in der heutigen »Weltfrömmigkeit«, die auf ihre Weise die grüngewandete neualte Göttin Natur anzubeten drängt, entscheidend, die Balance auch auf den zweiten Pol zu richten, der mehr ist als Natur, nämlich auf ihren Urheber, Bändiger, der die bloße Natur löst. Der große Zeitgenosse Bergengruens Teilhard de Chardin (1881-1955) hat selbst zwischen beiden eine lebenslange Balance versucht und bestanden. »Unwiderstehlich liebe ich, was Deine fortwährende Mithilfe mir täglich zur Wirklichkeit hinzuzufügen erlaubt. Diesen Gedanken, dieses greifbare Kunstwerk, diese Harmonie von Tönen, diesen ganz bestimmten Ausdruck der Zuneigung, den köstlichen Anflug eines Lächelns oder eines Blickes, alle diese neuen Schönheiten, die in mir und um mich erstmals auf dem menschlichen Antlitz der Erde erscheinen, ich liebe sie wie Kinder, von denen ich einfach nicht glauben kann, daß sie in ihrem Fleisch vollständig sterben werden. Wenn ich glaubte, die Dinge würden für immer verwelken, hatte ich ihnen denn jemals das Leben gegeben?« (*Le Milieu divin*)

Bergengruen hat Leben gegeben, nicht das einfache, sondern das umkämpfte, um hohen Preis bezahlte. Deswegen noch einmal, mit der Genauigkeit des Kostbaren:

»Alle Dinge fügte ich
an den rechten Platz,
selbst den bernsteinfarbnen Strich
in das Aug der Katz.«

Robert Schuman

Von Gisbert Kranz

1. Ein zu kanonisierender Laie

Trotz der schon oft, auch auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil, vorgebrachten Kritik an der Kanonisationspraxis der Kirche hat sich in den letzten Jahrzehnten nichts an ihr geändert. Nach wie vor werden fast ausschließlich Priester und Ordensleute selig- oder heiliggesprochen. Aber da im Juni 1990 die Kirche Frankreichs offiziell den Seligsprechungsprozeß Robert Schumans eröffnete und da es nun möglich ist, dieses Verfahren